

Im Reich der Toten : ein Gang durch die Friedhöfe des Orients

Autor(en): **Camenisch, Carl**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **12 (1908)**

PDF erstellt am: **08.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-573790>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Euere Unabhängigkeit habt ihr euch selbst geschmiedet. Mit den Innerrhödlern habt ihr die äbtischen und herzoglichen Feinde hübsch die Halben hinuntergejagt. Später trennten sich dann die uralten Gemeinden aus konfessionellen Gründen. Und nun das Seltsame: nie hat der

Außerrhödler Wehmut nach der alten Gemeinsamkeit, nie ein brüderliches Heimweh nach den Geschiedenen verspürt. Kein Lied oder Gedicht aus jener einträchtigen Zeit lebt im Erinnern des Volkes, nicht einmal die sonst alles so gern überwuchernde Sage!

(Fortsetzung folgt).

Im Reich der Toten.

Nachdruck verboten.

Ein Gang durch die Friedhöfe des Orients.

Mit zehn Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers.

Nicht nur in seinen Göttern, wie Schiller in seiner Vorlesung über das Studium der Universalgeschichte so trefflich ausführt, sondern auch in seinen Toten malt sich der Mensch. Ein weitgereister Mann sagt: wenn er in eine ihm unbekannte Gegend komme, pflege er zuerst die Friedhöfe zu besuchen, um aus ihrem Stand auf die Bewohner der Gegend seine Schlüsse zu ziehen, und das darauffolgende Studium der Lebenden habe ihn nur selten veranlaßt, seine vorgefaßte Meinung zu ändern. Und es ist gewiß wahr: Wer die Toten achtet, der achtet auch die Lebenden; wer ihnen gegenüber pietätlos ist und ihre Stätten verwahrloßt, der wird auch seinen Mitmenschen gegenüber mehr egoistisch als altruistisch erscheinen.

Aber nicht nur einzelne Menschen und Gemeinden, auch ganze Völker und Nationen spiegeln sich in ihren Totenfeldern. Man vergleiche etwa einen nordischen Kirchhof mit einem Camposanto in Italien. Dort mehr der kalte Sinn für gerade Reihen und gute Ordnung, hier die malerische Unordnung; den Wohnungen der Lebenden entsprechen auch die Stätten der Toten. Oder man steige vom berühmten, mit Marmor übersäten Totenfeld der Genuesen hinab zum daran anstoßenden stillen Garten, in dem die meist deutschen, englischen oder schweizerischen Protestanten in Genua ihre Toten zur letzten Ruhe betten, und man wird den großen Unterschied erkennen. Der Italiener mit seinem offenen Herzen stellt seinen lauten Schmerz und seine Tränen in Wort und Bild zur Schau; der Sohn des Nordens offenbart dem Fremden meist nur den Namen dessen, um den er trauert, den Schmerz um ihn versenkt er in die Brust, und auf die Gräber pflanzt er Trauerweiden, die um Stille bitten.

Anders sind die Kirchhöfe auf dem Lande, anders in den Städten; aber überall charakterisieren sie die Lebenden. Pfarrer A. Mitherr erzählt in seiner „Amerikafahrt“, wie ihm in New-York ein Zeitungsredaktor zwei seiner Kollegen vorstellte, indem er lachend den Deckel von zwei ehernen Büchsen hob, in denen ein Häuflein Asche lag. Kann der pietätlose Yankee wohl besser gekennzeichnet werden, als er es hier selbst getan hat?

Die fortschreitende Zivilisation, die die Menschen so leicht begehrlieh macht und oft in eine rücksichtslose Jagd nach Geld und Macht ausartet, die hat allerdings meist wenig Zeit für die Toten, die man gern den Toten überläßt. So ist es namentlich in den großen Städten. Wo der Mensch am Menschen achtlos vorübergeht, sollte er sich da gar um die unbekannteten Toten kümmern! Im Dörfchen, auf dem Lande draußen, da folgt wohl noch gemäß der guten alten Sitte aus jedem Hause ein Familienglied dem Toten nach der letzten Ruhestätte, nachdem die Kirchenglocken die Todesnachricht verkündet haben; in der Stadt aber sendet man geschäftsmäßig eine bedruckte Karte zur Kondolation und geht dem Memento mori ängstlich oder geärgert aus dem Wege, wenn es in Gestalt eines Leichenwagens durch die Straßen zieht, und wer bei vielen als rücksichtsvoll gelten will, der muß seine vom Todesengel abgerufenen Angehörigen so unauffällig als möglich auf eines der weit vor der Stadt liegenden Gräberfelder bringen.

Ganz anders der Orientale. Bei ihm genießt der Tote noch seine alten durch Religion und Sitte geheiligten Rechte. Auch hierin ist der Orient ein Spiegelbild Europas, wie es

im Mittelalter war. Wer das Leben und Treiben unserer Vorfahren zur Zeit der Kreuzfahrer sehen will, der gehe heute nach Stambul oder Damaskus. So, wie er dort die Handwerker auf offener Straße ihr Gewerbe ausüben sieht, so machten es zu ihrer Zeit auch ein Hans Sachs und die andern Meister des ehrsamten Handwerks in Nürnberg und Augsburg und Basel und Zürich. Und mitten unter den Lebenden wohnen dort, wie im Mittelalter bei uns, auch die Toten. Zwar verschwinden in jenen Städten des Orients, in denen sich der europäische Einfluß immer mehr und mehr geltend macht, die Friedhöfe im Innern der Städte und werden durch solche vor den Mauern ersetzt, wie sehr sich auch die Sofas dagegen auflehnen, daß die Ruheplätze der Verstorbenen in Straßen oder gar in Promenaden für die von ihnen ebenso sehr gehaßten als gefürchteten Gians verwandelt werden. Jene unvergleichlichen Gärten Peras, die auch einem Nordeuropäer den Sommeraufenthalt am Goldenen Horn angenehm gestalten, waren einst Friedhöfe, deren Frieden heute allabendlich durch irgend eine böhmische oder ungarische Musikkapelle und das Lachen der Levantinerinnen gestört wird.

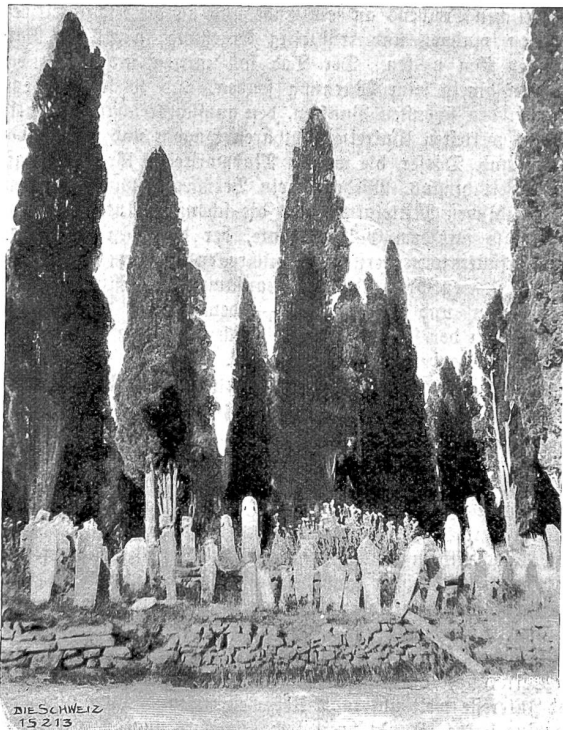
Im den Türkenvierteln findet man aber noch jetzt gar oft mitten im Lärm der Gasse in einem unbenützten Winkel oder auf einem Plage zwischen den Häusern eine Gräberreihe, die der Moslem nicht ohne Absicht dort angelegt hat. Sie sollen für ihn ein Memento mori! sein, ihn mitten im Strudel geschäftlichen Treibens an sein Ende und an die Nichtigkeit des Irdischen mahnen und frühzeitig Ergebung in Allahs Ratsschluß in ihm wecken. Der Tod soll mitten ins Leben der Menschen hinein seine Warnung senden, und so senden denn auch von den schönsten Punkten, den aussichtsreichsten und also auch im weitesten Umkreise sichtbaren Hügeln und Höhen der Städte und Dörfer die weißen Marmorsteine ihre Botschaft in die Welt hinaus. Wiederum ein Berührungspunkt mit dem abendländischen Mittelalter, das die schönsten Aussichtspunkte der Städte mit dem Galgen krönte, der dort den zweifachen Zweck erfüllen sollte: erstens abzuschrecken vor dem Frevel und zweitens — entsprechend dem grausamen „Christentum“ der Inquisitoren und Hexenrichter — dem armen Sünder den Abschied von der schönen Welt, die sich vor seinem letzten Blick ausbreitete, doppelt schwer zu machen.

Der größte und schönste, berühmteste und erhabenste Friedhof aller türkischen Friedhöfe ist der zu Sütari am asiatischen Ufer des Bosphorus, dem wir nun zunächst einen Besuch abstatten wollen (s. Abb. 1).

Von der Sultan Valide-Brücke aus, die Stambul mit Pera-Galata verbindet, führt uns ein kleiner Hafendampfer zunächst durchs Goldene Horn hinaus und hierauf am Leander- oder Mädchenturm an der Miniaturinsel Damalis vorbei über den Bosphorus hinüber nach dem asiatischen Stadtviertel Konstantinopels, Sütari oder Mesküdar, wie es die Türken nennen. Wir halten uns aber nicht lange in den Mauern der Stadt auf, trotzdem sie manche sehenswerte Moschee und Tekke (Kloster der Derwische) zählt, die indes eben der Friedhof alle an Ruhm und Interesse weit überragt. Ueber eine Stunde lang und mehr als eine halbe Stunde breit zieht sich das ungeheure Gräberfeld von Sütari bis nach Haidar-Pascha, dem Ausgangspunkte der Anatolischen Bahn. Von den benachbarten Höhen des Bul-

gurlu erscheint es als ein für Licht und Luft undurchdringliches schwarzgrünes Zelt, und wenn wir hineintreten, glauben wir uns in einen weihetollen Dom versetzt, dessen Säulen Niesenkämme, dessen Dach ein dichtes Blätterwerk mit seinen unzähligen Laubennefsten bilden. Seine Ausdehnung und Bedeutung verdankt er dem Vorurteil der Türken gegen die Gräber in europäischer Erde. Eine innere Stimme sagt dem Muselman, daß Asien weit mehr seine Heimat ist als Europa, ist es doch auch die Heimat seines Propheten und seiner heiligsten Stätten, nach denen sich im Tode noch sein Gesicht wenden soll. Dann ist eine alte Prophezeiung da, die sagt, daß der Christ einst wieder herrschen werde über das europäische Konstantinopel, daß dann jener Priester, der eben Messe las, als die Soffakische von den Türken genommen wurde, und der hinter einer ehernen Pforte spurlos verschwand, als das Kreuz durch den Halbmond ersetzt ward, wieder hervortreten, seine Messe zu Ende lesen und die Aja Sofia dem christlichen Kultus zurückgeben werde. Und der fromme Moslem ist genau wie andere Fromme eben auch abergläubisch und hört auf seine „Propheten“. An diese Prophezeiung dürften allerdings auch die aufgeklärten Türken Konstantinopels glauben; denn sie wissen ja, daß die Türkenherrschaft in Europa nur ein Geschenk des Meibes und der Eiferjucht der christlichen Mächte ist. Weniger wahrscheinlich ist die Erfüllung einer andern ähnlichen Prophezeiung, die sich auf das Goldene Tor in Jerusalem bezieht, durch das an einem Freitag ein christlicher Herrscher einziehen werde, um die zweitheiligste Stadt des Islam wieder den „Christenhunden“ zu übergeben. Um dies zu verhüten, hat man das Tor vermauert und läßt es überdies alle Freitage von früh bis spät durch Soldaten bewachen. Man wird diese Angst der Türken um so begreiflicher finden, wenn man weiß, daß am Tage des Gerichts hier der große Prophet Mohammed und drüben am Delberg der Prophet Jesus, den der Moslem besser als die Christen zu verstehen behauptet, als Richter thronen werden: dann möchte eben jeder gleich zur Stelle sein und wählt sich hier sein Grab.

Doch setzen wir unsere Wanderung im Zypressenhain am



Friedhöfe des Orients Abb. 1.
Türkischer Friedhof zu Stutari am Bosphorus.

Bosphorus fort. Die Zypresse ist der schönste Schmuck der Gräber. In ihr ruht die ganze Majestät, der ganze Ernst des Todes. Geheimnisvoll umrauscht sie das Grab, und wie der Glaube, strebt sie zum Himmel empor. Zusammen mit der betäubenden Narzisse war die dunkelfarbige Zypresse schon in ältester Zeit dem unsichtbaren und unsichtbarmachenden Hades oder Pluton, dem Herrn der Unterwelt, heilig und galt in ihrem immergrünen, nie verwelkenden Laubwerk als Sinnbild der Unsterblichkeit des Geistes, und wie so manches andere Sinnbild aus dem altheidnischen Kultus ging auch sie in den mohammedanischen und christlichen über.

Aber die Zypresse ist nicht der einzige Grabschmuck. Sie ist ja mehr ein Geschenk der Natur; die Liebe und die Pietät verlangt auch vom Menschen ein Zeichen. So finden wir denn unzählige Grabsteine, die für Reich und Arm aus Marmor gehauen werden, der hier auch dem Armen erreichbar ist. Bei uns ist der Grabstein wohl nur mehr ein Schmuck; im Orient dient er aber auch heute noch seiner ursprünglichen Bestimmung, er schützt das Grab vor der Profanation wilder Tiere. Wer je am Rande der Wüste in der Nähe eines Begräbnisplatzes die Nacht verbrachte, der vergißt das heisere Lachen der Hyänen nicht mehr, die im Schutze der Nacht jene Stätten umschleichen, wohin ihr Geruchssinn sie lenkt. An solchen Orten werden dann die Leichen geradezu eingemauert. Die Gräber in Skutari sind jedoch nicht so sorgfältig ausgebaut und nicht sehr tief. Bei manchem neuern Grabe nehmen wir dies zuerst mit der Nase wahr, worauf wir diese alsbald mit einem tüchtigen Atemzug aus der Zigarette betäuben und desinfizieren, um uns dann eiligst aus dem Bereich der gefährlichen Stelle zu entfernen, über die nachlässige Art der Bestattung und die damit verbundene Rücksichtslosigkeit auf die Gesundheit der Lebenden zu schimpfen, bis uns ein Kundiger darüber belehrt, daß das Gesetz dem Moslem ein vollständiges Bedecken der Gräber mit Steinen verbietet, damit der im Grabe Liegende die Klagen seiner Verwandten und Freunde hören könne und dadurch erfreut werde oder — wie das Volk sagt — damit die Boten Allahs, die ihn verhören müssen, einen Zugang zu ihm finden. Einen andern Grund gab Mohammed II. an, der verlangte, daß sein Grab unbedeckt bleibe, damit der Regen vom Himmel darauf fallen könne.

Die türkischen Friedhöfe werden von Jahr zu Jahr größer, dehnen sich solange aus, als noch Raum da ist; denn in dasselbe Grab darf nie mehr als einmal eine Leiche gesenkt werden: so will es das Gesetz, und das ist dem Türken heilig. Wenn der eine Friedhof mit Gräbern bedeckt ist, dann legt man einen neuen an.

Indem wir planlos durch die sich kreuzenden Wege und abseits von ihnen von einem Gräberfeld zum andern wandeln, begegnet uns ein Leichenzug. Wir folgen ihm in einiger Entfernung, um uns eine türkische Bestattung anzusehen. Auch hier ist alles durch den Koran genau geregelt. Wie der Gottesdienst, so ist auch die Totenfeter nur für die Männer: die Frauen dürfen den Toten nicht einmal mehr ansehen, es könnte ihm schaden; zu Hause, wo es der Verstorbene nicht hört, dürfen sie klagen und heulen, die Grabesruhe aber sollen sie ihm nicht stören. Nie sah ich einen Teilnehmer bei einer Beerdigung im Bereiche des Islam weinen oder gar schluchzen; denn die Hinterbliebenen sind ja mehr zu beklagen als er, der jetzt dem Paradiese entgegengeht. Das ganze Leichenbegängnis macht auf den ungewohnten Zuschauer fast den Eindruck des Geschäftsmäßigen. Den Leichenträgern folgt der Nachtrag, zu dem oft Leute gehören, die den Toten gar nicht gekannt haben, dessen Bahre sie aber nun ein Stück Weges tragen helfen oder begleiten, nachdem sie zufällig auf der Straße darauf gestoßen: dadurch vermindert man seine Sünden im Schuldbuche Allahs*).

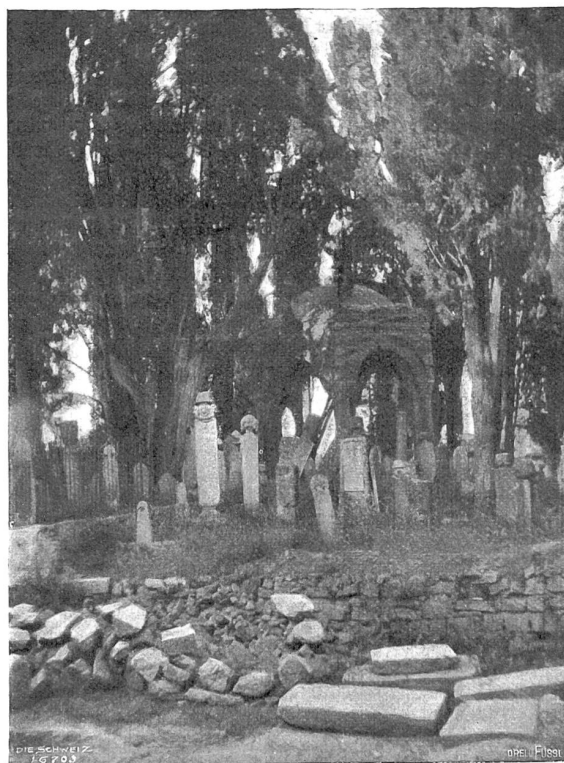
*) Denn der Koran sagt: Wer eine Leiche vierzig Schritt weit dem Grabe zutragen hilft, tilgt dadurch eine Sünde. Dieser Satz verdankt seine Entstehung jedenfalls einem Orte und einer Zeit, da viel davon abhängt, ob die Toten rasch bestattet wurden oder nicht.

Hat das Kismet, das alles bestimmende Fatum, den Lebensfaden des Türken abgeschnitten, dann wird sein Leichnam sorgfältig gebadet, der Bart rasiert, und nachdem man zuvor die Öffnungen des Körpers mit Baumwolle verstopft hat, um den bösen Geistern das Eindringen in den Leib zu versperren, wird er in ein großes Leinentuch gerollt, das zu Händen und Füßen fest zusammengebunden wird. In Syrien zieht man — wie ich dort hörte — den verstorbenen Frauen Hofen an, damit sie sich nicht schämen müssen, wenn sie vor Gott erscheinen. Aus demselben Grund geben ihnen manche auch den Schleier mit ins Grab. Der Tote wird so rasch als möglich bestattet, was wir im Hinblick auf das Klima, die Reinlichkeit und die Abwesenheit aller sanitarischen Vorkehrungen zum Schutze der Lebenden in jenen Gegenden als eine weise Ordnung preisen. Allein, das läßt das Volk nicht gelten. Die Sorge fürs Wohl der Menschen, die steht allein bei Allah, der die Gefunden krank und die Kranken wieder gesund macht oder zu sich nimmt nach seinem Ratsschluß. Sie legen dem Propheten eine andere Erklärung für das Gebot in den Mund: Gile tut für jeden not, für den Auserwählten, damit er bald ins Paradies eingehe, für den Verdammten, daß man sich rasch von ihm befreie. Ein Missethater echt türkischer Logik, die — in ihrer Art — nie verlegen ist und nie versagt!

Nach den üblichen Gebeten, die der Imam in Gile berichtet, während die Leidtragenden — ohne die Frauen — die Leiche umstehen, wird diese auf die aus rohen weißen Brettern bestehende Tragbahre gelegt und mit einer für unsere Begriffe unbegreiflichen Hast — ich sah Leichenzüge im Verjagtertempo an mir vorüberziehen — hinausgetragen. Diese unfeierliche Gile ist um so auffallender, weil im Orient sonst alles ohne Hast und Gile vor sich geht. Wenn einer am Nachmittag stirbt, dann ist die Gile gar groß; denn man will die Leiche wenn möglich nicht über Nacht im Hause behalten, und nach Sonnenuntergang darf nicht mehr begraben werden, eine Sitte, die im Morgenlande ja auch schon zur Zeit, da Jesus starb, geübt wurde.

Ist die Leiche, mit dem Kopfe voran, auf dem Begräbnisplatz eingetroffen, wird erst das Grab ausgeschaufelt, wobei die Freunde des Toten dem Totengräber helfen. Ist etwa drei Fuß tief die Erde ausgehoben, dann nimmt man die Leiche aus der Bahre, die man für ähnliche Fälle wieder mit nach Hause nimmt und aufbewahrt, und legt sie ohne Sarg in die Grube, das Gesicht nach Mekka gekehrt; die Begleiter der Leiche aber werfen jeder eine Handvoll Erde ins Grab, das sich so rasch füllt. Während die Verwandten um das Grab herumhocken, ruft der Imam den Toten beim Namen und leiert seine Gebete, in deren letztes, die Fatiha (die erste Sure des Korans, die für den Moslem soviel bedeutet wie für den Christen das Unser Vater), alle Anwesenden einstimmen. Damit ist die Feierlichkeit zu Ende, die im Teilnehmer weder Trauer noch Grauen erweckt. Der Tod, mag er kommen, wann und wo er will, schreckt den frommen Mohammedaner nicht, und das Feld der Toten birgt auch bei Nacht und Grauen keinen Schrecken für ihn, aber auch keine besonders weihvollen Gefühle oder Stimmungen, wovon die Verwilderung der Gräber und ihrer Umgebung und das Treiben der Bevölkerung auf den Friedhöfen Zeugnis ablegt, namentlich an hohen Festtagen, da der weihvolle Anblick der Zypressen und Gräber auffallend kontrastiert mit den rauchenden und kaffeetrinkenden alten und jungen Festfeiernden, die den Ort des Friedens zum lärmenden Lummelplatz der Freude machen.

Auf dem Lande schließt sich an die Bestattungsfeierlichkeiten meist noch ein Mahl an, zu dem die nächsten Verwandten des Verstorbenen ein Schaf und die entfernteren Brot und Reis beisteuern. Dafür danken dann die Teilnehmer, indem die Männer an den folgenden Tagen tausendmal den mohammedanischen „Glauben“ rezitieren, und die Frauen, denen man die Speisen zusandte, da sie natürlich nicht zusammen mit den Männern am Leichenmahl teilnehmen durften, indem sie zur Ehre



Friedhöfe des Orients Abb. 2. Türkischer Friedhof zu Skutari; Sattelgrab des Lieblingspferdes des Sultan Mahmud.

des Verstorbenen vierzig Tage lang ihre Kleider nicht wechseln und sich nicht waschen. In Palästina gelten heute noch viele Bestattungsgebräuche, die wir schon aus der Bibel kennen, wie der im Volksleben im Lande der Bibel wohlbewanderte Palästina-Kenner L. Bauer in seinem Werke nachweist.

Nachdem sich die Teilnehmer der geschilberten Beerdigung wieder verzogen haben, nicht ohne zuvor einen verächtlichen oder heimlich-zornigen Blick auf uns Giauern zu werfen, setzen wir unsere Wanderung auf dem Friedhof fort und betrachten die einzelnen Gräber genauer. Zunächst fallen uns die sich immer wiederholenden in zwei Gruppen getrennten Kopfsteine der Gräber auf. Die einen endigen nach oben in einem meist rot bemalten Tarbusch oder Turban, die andern in eine blumenstrauartige Arabeske. Jene sagen uns, daß unter ihnen ein Mann ruht, diese decken ein Frauengrab. Die Dimensionen des Turbans lassen auf den Rang und die Macht des Verstorbenen schließen; denn in ältern Zeiten trat das Ansehen des Mannes am deutlichsten in seiner Kopfbedeckung zutage, was man namentlich an den Gestalten im Sanitscharenmuseum zu Stambul sehen kann, während heute sogar der Sultan bloß den unscheinbaren Fetz trägt. Auf manchen Grabsteinen sitzt der Turban schief. Das bedeutet, daß der betreffende Mann enthauptet worden ist. Da der Sultan, auf dessen Antrieb oder Veranlassung die Enthauptung erfolgte, dem gläubigen Moslem gegenüber als erhaben über alles Niedrige, als „Schatten Gottes“, erscheint und sein Verdikt ja zu Zeiten aus Staatsraison alle seine Brüder und sonst noch gar viele traf, die dem Volke als Ehrenmänner bekannt waren, so galt dieser Tod nicht als schimpflich, sondern ward eher als unabänderliches Untergehen der Gnadensonne, die vom Padischah ausstrahlt, empfunden. Man muß Zeuge des Selamlık in Yildiz Kiosk gewesen sein und gesehen haben, wie die Großen und Größten im Reich des Halbmondes sich an den Sultan herandrängen, auf daß sie einen Strahl dieser Gnadensonne erhaschen, um einen derartigen Servilismus zu begreifen, der auch aus den Grab-

schriften derer spricht, denen „der Schatten der kaiserlichen Gnade entfloß“ oder „eine mächtige Hand ein Ziel gesetzt hat, sie an den ewigen Richter entsendend“.

Die Gräber der Reichen sind im Gegensatz zu denen der Armen und des Mittelstandes meist mit einem Eisengeländer umgeben oder bestehen aus kostbaren Sarkophagen mit reichem Schmuck und Skulpturen, die, wie auch alle Inschriften, nie vertieft, sondern stets erhaben gemeißelt werden. Manche Grabgitter sind dicht mit Stoffstücken behangen, die sich mit den Ervoto in abendländischen Wallfahrtskirchen vergleichen lassen und auch demselben Aberglauben — man denke z. B. an das zahnschmerztilgende Sargholz des heiligen Gallus — ihr Dasein verdanken. Es sind Stücke von den Gewändern der Kranken und „Besessenen“, denen man dadurch Heilung zu bringen glaubt; denn, sobald die am Grabe eines Heiligen befestigten Fetzen verfaulen, vergeht auch die Krankheit. Die Zahl der Fetzen ist geradezu ein Gradmesser für das Ansehen der einzelnen „Heiligen“. So ist z. B. das Grabmal Nazr-Eddin Rhodjas in Kleinasien, der allerdings mehr als türkischer Gulenspiegel denn als Heiliger im Volke fortlebt, mit solchen Schicksalslappen ganz dicht behangen.

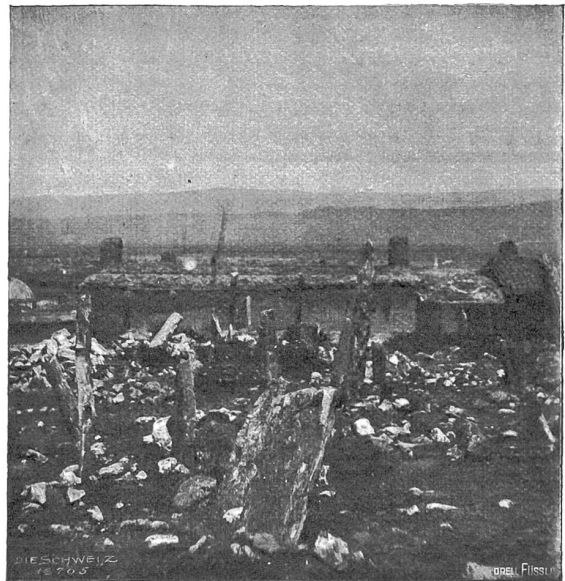
Auf den Friedhöfen ruht Reich und Arm beieinander; an manchen Orten sind Familiengrabstätten beliebt. Eine privilegierte Stellung wird nur den Sultanen und ihren Familien eingeräumt; sie ruhen in Mausoleen, die den Namen Türben führen und zu einer Moschee gehören; auch eigene Wächter und Beter haben.

Die Grabchriften sind meist innig und sinnig und widerlegen gar oft die landläufige Meinung, daß der Türke keinen Sinn für Lyrik habe; denn aus dem Fehlen des bombastischen Wortgeklingels, das so oft abendländische Gräber durch seine Unwahrscheinlichkeit entehrt, darf man doch nicht gleich auf einen Mangel an Gefühl schließen, und dann darf man nie vergessen: der Türke trägt sein Herz nicht auf der Zunge und gießt seinen Schmerz nicht durch die Feder aus. Seine Grabsprüche sind mehr spekulativ-philosophisch als lyrisch-überschwenglich: erst ein Hinweis auf Gott, der das Leben gibt und nimmt, dann folgen Name und Stand und das Datum der Ueberbestattung aus dem „Hause der Vergänglichkeit ins Haus der Ewigkeit“, und am Ende steht meist nur eine Bitte um eine Fatiha. Manche Grabstelen tragen auch längere Inschriften, von denen wir einige von P. Leonhardi gesammelte und übersetzte hier anführen wollen.

„Die Welt ist vergänglich. Nichts ist von Dauer außer Gott. Heute mir, morgen dir. Der im Herrn verschiedene Tschefik Halil Effendi, Schreiber im kaiserlichen Divan.“

Auf dem Grabe eines jungen Studenten steht:

„Ach wehe! Der Mehltau des Herbstes hat den Frühling meines Daseins verderbt. Das Schicksal sprach und rief vor



Friedhöfe des Orients Abb. 4.
Gräber aus der Gegend des alten Dorylalon.

der Zeit meine Seele ab. Tag und Nacht arbeitete ich fleißig im Weinberg der Wissenschaft; aber ich wurde von hinnen gerufen, ehe ich die lebensreife Frucht gekostet, und meine Seele schwang sich, aufwärtsstrebend, empor zu den Gärten der Ewigkeit. Der in Gott und seiner Gnade verschiedene Muhammed Sejid Effendi, Sohn des Hadjchi Ismail Zadeh, Ältesten der Schneiderzunft. Ein Gebet für seine Seele.“

Man vergleiche einmal die folgenden herrlichen Gedanken und Bilder mit der „Poesie“ der Grabsteine und Marmorurnen auf den Kirchhöfen des Tirol, Bayerns u. a. D.

„Der Todessturm, er blies der Rose ins Gesicht,
Sie schloß das Aug' nicht auf und kam zum Ziele nicht;
In frischer Jugend sah ich sie nach Eben fliegen,
So wollt' es Gottes Spruch, und dem muß ich mich fügen.“

„Zur Welt kam eine Nachtigall;
Sie flog nach allen Seiten hin,
Durchstrich mit Lust den Beltpalast
Und flog als Schmetterling davon.“

„Wie hat, so oft der Frühling kam zurück,
Der Fluren Grün des Lebens Lust verführet.
Im Frühling geh' vorbei, o Freund, und blick'
Aufs Grün, das frisch aus meinem

Staub sprücket!“

„Alle Reiche gehn zu Grunde,
Aller Menschen harret die Stunde:
Ihn, den Ew'gen, Allelebendigen,
Kann der Tod, die Zeit nicht bändigen.“

Wem diese Proben nicht genügen, um das Vorurteil vom poesielosen Mohammedaner fahren zu lassen, der nehme die vom Grafen Schack gesammelten Poesien des arabischen Islam zur Hand, und wenn er dann noch bei seiner Meinung verharret, muß er selbst poesielos oder ein von seinen Theorien ganz imprägnierter Professor sein.

Und noch ein Zeichen dafür, daß der Orientale nicht poesie- und gefühllos ist, sei hier zum Schlusse angeführt. Bei vielen Grabsteinen finden wir eine runde Vertiefung, in der sich Wasser sammelt zur Erquickung der besiederten Sängler, die in



Friedhöfe des Orients Abb. 3. Christlicher Friedhof.



Friedhöfe des Orients Abb. 5. Friedhof von Esf-ehsir.

den Zypressen wohnen. Ist es nicht schön, daß der, der im Leben während der regenlosen Sommerszeit die Qualen des Durstes durchkostete, über den Tod hinaus an die hilflose Kreatur denkt? Was wir an Walthar von der Vogelweide mit Recht preisen, das sollten wir dem Anhänger Mohammeds nicht minder hoch anrechnen.

Unser Bild Nr. 2 vom Friedhof zu Stutari zeigt uns mitten unter den Gräbern aus alter und neuer Zeit einen eigenartigen, auf sechs Marmorsäulen ruhenden Skuppelbau. Es ist kein Mensch, den dieses Denkmal deckt, sondern ein treues Pferd, dem der Sultan Mahmud wie einem lieben Freunde den Ruheplatz anwies. Zarfühlende Seelen nehmen vielleicht Anstoß an dieser Vereinigung von Mensch und Tier in geweihter Erde; ähnliches kennt jedoch auch das christliche Mittelalter. Die Pariser Gesellschaft hat ihren wohlgepflegten Hundesfriedhof zu Asnières, und der berühmten Stute Quiver hat die Königin Victoria ein Grabmal errichten lassen.

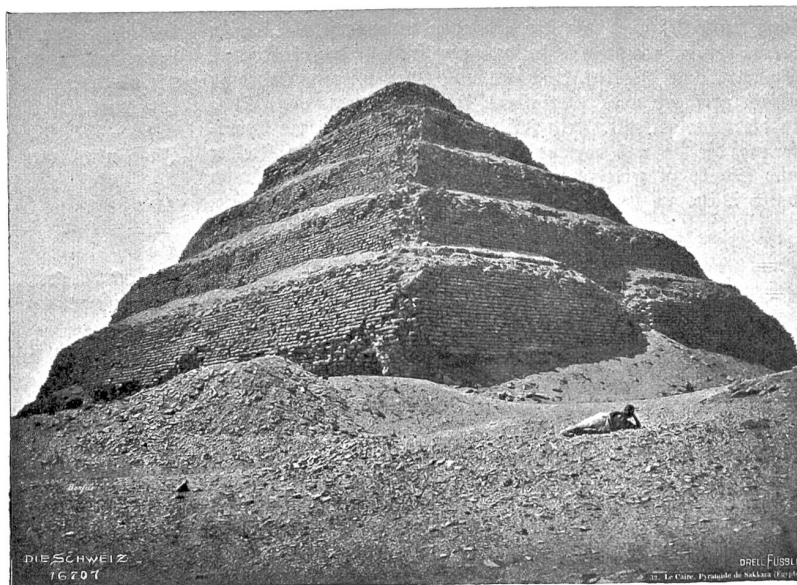
Anderes als in der Zone der Zypresse ist das Bild der orientalischen Friedhöfe im baumlosen Hochlande Kleinasiens oder am Rande der Wüste. Wie trostlos öde und verlassen erscheint das verwaarloste syrische Totenfeld (Abb. 3)! Wie arm an Geld und Marmor muß das einstige Reich des Krösus heute sein, aus dessen Marken die Bilder Nr. 4 und 5 stammen! Ein treues Spiegelbild des Lebens sind sie, das der Kleinasiate seit Jahrhunderten träumt!

Eine ganz andere Sprache reden jene Gräber, die heute allein die Wüste beleben, soweit eine tote Masse ein totes Feld beleben kann: die Pyramiden, die Denkmäler der Pharaonenmacht und Pharaonenlaunen. Eines der interessantesten dieser Gräber ist die Stufenpyramide zu Sakkara (Abb. 6), die Zoser, einer der ersten Pharaonen aus der dritten Dynastie der ägyptischen Könige, die Memphis zur Residenz machte, für sich erbauen ließ und die manche Forscher nicht nur als die älteste Pyramide, sondern als das älteste bekannte Grabmal überhaupt bezeichnen. Die Zeit der Errichtung dieses Bauwerkes läßt sich nur vermuten; nichts ist von jener Epoche

geblieben als das Jahrtausende überdauernde, unverwiltliche Zeichen orientalischer Despotie, das allerdings deutlicher von jenen Menschen zu uns spricht, als Urkunden und Chroniken es vermöchten. Wie nichtig erscheinen im Vergleich zu den Pyramiden die Grabmonumente der Kalifen und Mameluden, die diese sich bei Kairo errichten ließen! Anderswo würden diese prächtigen Abbilder einer ephemeren Herrlichkeit vielleicht Beachtung finden: im Lande des Nil mit seinen Uebermaßen in Natur- und Menschenwerken verschwinden sie, wie in der Geschichte ihre Erbauer im Schatten der Bedeutungslosigkeit verschwinden müssen, wenn ein Name auftritt.

Noch manches berühmte Grab des Orients wäre zu nennen, vom leeren Grab des Propheten zu Medina bis zum leeren Grab Christi zu Jerusalem, die ja beide von der Stadt Davids aus in den Himmel gefahren sind, wovon noch heute zwei Felsen Zeugnis ablegen: der eine zeigt die Stelle, wo Christus mit dem rechten Fuße von der Erde abließ, der andere ein Loch, das Mohammed schuf, als er durch den Stein hindurch sich den Weg zum Himmel bahnte. Wir wollen aber von diesen Dingen, die nie und nimmer sich begeben haben und dem wahren Christen und Moslem gleich bedeutungslos sind, schweigen und bloß im Vorbeigehen einen Blick auf das sogenannte „Grab Absaloms“ im Kidrontale werfen, an dem der fromme Jude nicht vorbeigeht, ohne einen Stein darauf zu werfen; denn wer sich gegen das fünfte Gebot vergeht, den schont er nicht einmal im Tode. Bei einem alten Skuppelbau (Abb. 7), der einen Sarkophag birgt, wollen wir noch kurz verweilen; denn er ist den einheimischen Juden, Christen und Mohammedanern gleich heilig, die hier das Grab der Mahel, der Frau des Patriarchen Jakob, verehren, die „am Wege nach Ephrat den Benjamin gebärend starb und allda begraben ward.“ In nächster Nähe steht ein alter knorriger Baum, von dem die allwissende Tradition erzählt, daß an einem seiner Äste der Verräter Judas sich erhängt habe.

Und noch von einem Grabe möchte ich, bevor wir den Boden Asiens verlassen, erzählen, das kein Stein und kein frommer Spruch deckt. Als man es mir am Ufer des See Genezareth zeigte, da war's noch ein frisch aufgeworfener Erdhügel; heute wird seine Spur wie sein Andenken verwischt sein. Es ist das Grab, das ein entehrtes Arabermädchen sich selbst gegraben hat auf den Befehl seines Vaters, den der starre Sittentod zwang, zur Rettung der Familienehre sein Kind mit eigener Hand zu töten. Und er tat es, nachdem das Grab tief genug geworden war. Und seine Freunde bis hinauf zum



Friedhöfe des Orients Abb. 6. Stufenpyramide bei Sakkara.



Friedhöfe des Orients Abb. 7. Grab der Rachel am Weg von Jerusalem nach Bethlehem.

Scheid rühmte seine „Tugend“, die stärker war als seine Kindesliebe. Auch dieses Grab ist ein Spiegel des Orientalen und des herben Schicksals des Weibes bei den Beduinen des Ostjordanlandes.

Der Orientale ist von Natur konservativ. Er ist es ganz besonders, wo es sich um Dinge des Totenkultus handelt. Das zeigt sich auch beim Griechen, der sich bekanntlich nicht zu den Europäern zählt, zu denen er geographisch gehört. Besteht drüben in Asien noch heute ein Zusammenhang mit den Bräuchen, die wir aus der Bibel und ähnlichen alten Urkunden des Volkslebens kennen, so treffen wir im modernen Griechenland noch manchen Zug, der uns schon aus der Literatur des alten klassischen Hellas bekannt ist. So findet man dort auch noch in Gräbern von Christen aus byzantinischen und spätern Zeiten den Obolos, den die Alten dem Toten für den Fährmann Charon in den Mund legten, und andere bekamen, wie einst ihre heidnischen Vorfahren, Speisen und Geräte mit ins Grab, eine Sitte, die übrigens noch heute an manchen Orten in der Türkei geübt wird und sogar in manchen Gegenden des „hochzivilisierten“ Westeuropa einen vielleicht unbewußten Nachklang findet, indem man zu gewissen Festzeiten, z. B. am Silvesterabend, auch für die Verstorbenen ein Bröckchen backt und es für sie vor's Fenster legt.

Die Bestattungsfeierlichkeiten, wie man sie in Griechenland, natürlich auch hier am urichtigsten beim Popolino, kennen lernen kann, entsprechen in mancher Hinsicht den türkischen. So wird auch hier der Leichnam auf einer offenen Bahre zu Grabe getragen und, wenigstens bei den Armen, ohne Sarg in die Erde versenkt. Kein schönes Licht wirft auf die Bevölkerung die da und dort geübte Sitte, den Toten die Kleider und Schuhe zu zerreißen und zu zerschneiden, damit sie nicht durch Diebe in der Grabesruhe gestört würden. Die Sitte,

die Toten zu küssen, ist wohl nur dem verständlich, der gesehen hat, welche Rolle der Kuß in den religiösen Gebräuchen der griechisch-orthodoxen Kirche spielt.

Mit einem Brauche, der ohne Zweifel auf einem Mißverständnis des alten Totenopfers beruht, stehen aber die Griechen heute wohl allein da; denn der mohammedanische Orient, der ein Grab niemals wieder öffnet, will und darf davon nichts wissen. Sie graben nämlich die Leichen schon nach drei Jahren wieder aus und waschen die Knochen in Wein, heräuchern sie mit Weihrauch und legen sie in Kisten oder Säcken, die sie im Weinhaus unterbringen oder, wenn dort kein Platz mehr vorhanden ist, im Freien an einer Kapelle oder Kirchhofmauer aufstapeln. Diese Kisten und Kasten, unter denen ich auch einige abgenützte Petroleum-Blechgefäße entdeckte, machen einen peinlichen Eindruck auf den, dem dieser Anblick neu ist. Die Kisten tragen gewöhnlich die Aufschrift: „Hier liegt N. N., gestorben anno 2c.“ (s. Abb. 8). Meist, zumal im Sommer, beleidigen sie nicht nur die Augen, sondern auch den Ge-

ruchsinn; denn, da es dem Verstorbenen und seinen Angehörigen Schande bringt, wenn der Leichnam nach drei Jahren noch nicht exhumiert werden kann, weil „seine Sünden die Verwefung hinhielten“, so sucht man mit Hilfe der Priester, die gegen ein schönes Trinkgeld gern ein Auge oder auch beide zubrücken, auch „sündhafte“, d. h. noch nicht trockene Ueberreste des Verstorbenen in die keineswegs dichten Behälter zu schmuggeln. Das Empörendste an diesem die Sitten und die Gesundheit gefährdenden Aberglauben des großen Volkes aber ist, daß die Priester ihn aus Geldgier und Habgier hegen und pflegen, indem sie die Leute im Wahne bestärken, daß die Seele keine Ruhe finde oder gar als böser Geist ihnen Böses zufüge, wenn die Leiche nicht exhumiert werde, wozu sie dann gegen gute Bezahlung gern ihren Beistand leihen. In welchem Zustande sich die Gräber bei diesem unwürdigen Treiben befinden, kann man sich denken. Die Friedhöfe Griechenlands (Abb. 9) sind denn auch meist — Ausnahmen gibt es natürlich auch hier, z. B. in der Hauptstadt Athen (s. Abb. 10) — ein treues, aber abschreckendes Abbild nicht so sehr der mißleiteten Bevölkerung, als der mißleitenden Priesterschaft und der dem krassesten Aberglauben Vorschub leistenden orthodoxen Kirche. Ein Vergleich zwischen einem mohammedanischen und einem „christlich“=orthodoxen Friedhof wird daher meistens zu Gunsten des erstern ausfallen. Wer die Friedhöfe in Neuheilas sieht, der möchte den Leuten mit tausend Stimmen zurufen: „Laßt ruhn, laßt ruhn die Toten!“ Aber die Stimme der Priester, die die Seligkeit der im Bann der geistlosen Geistlichkeit Gefangenen verwalten, ist auch hier — wie leider so oft in der Welt — stärker als die Stimme der Vernunft und Pietät . . . In seinen Toten malt sich der Mensch!

Dr. Carl Camenisch, Basel.

Ueber den Farbensinn.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten.

Als letzten sprechenden Beweis für den Farbensinn bei Tieren können wir die sogenannten Warn-, Ekel- oder Schreckfarben heranziehen. Diese Färbungstypen drücken aus, daß die Feinde vor dem Genuß des Trägers abgeschreckt, gewarnt werden sollen, weil der Genuß für sie gefährlich ist oder ihnen Ekel erregt. Bald besitzen solche durch auffallend leuchtende Schreckfarben ausgezeichnete Tiere Stacheln oder ihr Biß ist giftig oder sie schwitzen aus Drüsen übelriechende Säfte aus, die sie auf ihre Feinde spritzen können. Es muß daher für so ausgerüstete Tiere von Vorteil sein, wenn ihre Gegner Bewußtsein von ihrer Ungenießbarkeit haben, und

dieses Bewußtsein zu erzeugen, dienen die Schreckfarben. Sie warnen den Feind, die ungenießbare Beute zu berühren, was für viele empfindliche Tiere schon den Tod bedeuten würde. Solche schutzbedürftige Tiere führen deshalb gewissermaßen auffallende, grelle Signale oder Abzeichen, die sie von den harmlosen, ehbaren Genossen schon von weitem unterscheiden lassen.

Als Beispiel unter den Säugetieren sei das Stinktier, eine Marblerart, erwähnt, ein kleines schwarzes Tier mit zwei breiten weißen Streifen längs der Flanken und einem sehr buschigen Schwanz. Aus Drüsen unter dem Schwanz ist es imstande, eine höchst widerlich stinkende Absonderung zu produzieren,